

**Internet oder Schöne neue Leonardo-Welt**

Kaum eine Innovation hat die Lebens- und Arbeitswelt des Menschen stärker verändert als das Internet. Denn wo natürliche Strukturen ab- und künstliche zunehmen, da wächst die Abhängigkeit einer Gesellschaft von Forschung und Entwicklung. Auch das Verständnis des Menschen selbst droht die Grenzen des Überkommenen zu sprengen. Zwischen Globalisierung und Medialisierung wird es eng für das autonome Subjekt. Von Professor Dr. Jürgen Mittelstraß

Das Internet verändert nicht nur die Informations- und Kommunikationsgewohnheiten, sondern auch die Gesellschaft. Schon spricht man von einer Internetgesellschaft. Deren Konturen wiederum sind reichlich unklar. Auch die intensive Beschäftigung mit dem Internet selbst erweist sich nicht selten als Ausdruck von Betriebsblindheit und dem dazugehörigen Tunnelblick. Der Informatiker sieht in der Regel nur die technische Seite, der Ökonom in der Regel nur die wirtschaftliche Seite, der Jurist in der Regel nur die rechtliche Seite und der Medientheoretiker in der Regel nur die kulturell-mediale Seite; und oft weiß die eine Seite nicht, was die andere tut.

Gleichwohl ist nicht zu bestreiten, dass wir längst in einer Expertenwelt leben. Nirgendwo wird das so deutlich wie im Bann einer medialen Revolution, die längst alle Seiten der Arbeits- und Lebenswelt erfasst hat. Natürliche Strukturen oder solche, die als natürlich empfunden werden, nehmen auf breiter Front ab. An ihre Stelle sind technische Strukturen getreten, die alle bisherigen Aneignungsstrukturen, auch in den Formen einer Aneignung des Menschen durch die von ihm geschaffene Welt, in den Schatten stellen. Das Internet darf als das eigentliche Paradigma dieser revolutionären Veränderungen und gleichzeitig als deren treibende Kraft gelten. Dazu drei Thesen.

Die erste: Die moderne Welt ist das Produkt des wissenschaftlichen und des technischen Verstandes. Ihre künstlichen Strukturen nehmen zu, ihre natürlichen Strukturen nehmen ab. Sie ist eine Leonardo-Welt, die auf die Leistungsfähigkeit von Wissenschaft, Forschung und Entwicklung angewiesen ist und bleibt.

In modernen entwickelten Gesellschaften hat der Mensch seine und die Evolution seiner Welt in die eigene Hand genommen. Entwicklungen im Forschungs- und Techniksystem verändern unmittelbar die Grundlagen der Gesellschaft, ebenso wie Entwicklungen im Wirtschaftssystem, die mit jenem immer stärker verbunden sind. Was immer wir tun, die Technik lenkt unsere Hand; was immer wir wissen, die Wissenschaft weiß es besser. Der moderne Mensch ist Wissenschaftler, Ingenieur und Künstler zugleich - wie Leonardo da Vinci, einer der Ersten der Modernen - und seine Welt, so betrachtet, eine Leonardo-Welt. Diese ist eine Welt, die das Werk des Menschen ist, und eine Welt, in der sich der Mensch als Homo Faber ständig in seinen eigenen Werken begegnet. Und Leonardo spricht auch für den modernen Menschen: Wer an einen Stern gebunden ist, der kehrt nicht um. Dieser Stern heißt Wissen, oder genauer, auf dessen instrumentelle Seite bezogen, Internet.

Es gehört heute wenig dazu, vorauszusagen, dass das Internet die Lebensformen, insbesondere aber die Arbeitsformen, weiterhin und noch stärker als bisher umkrempeln wird. Ohne das Netz aller Netze, ohne das Internet, geht in Wissenschaft und Technik, in Wirtschaft und Politik nichts mehr. Dabei wird das Internet immer mobiler, der apparative Aufwand, der bislang erforderlich ist, schrumpft beständig. Vom internetfähigen Mobiltelefon aus wird alles Ferne nah, alles Gesuchte gewusst - universale Information und Kommunikation in einem Punkt. Seit den Tagen von Isaak Newton sieht die Physik mit ihren Materietheorien die Welt in einer Nussschale; wir werden sie mit einem kleinen Gerät, verwandelt in Algorithmen, in der Hand haben.

Und doch liegen auch hier, wie so oft, Glanz und Elend eng beieinander. Der Glanz liegt in einer ungeheuren Optimierung der Informations- und Kommunikationsmöglichkeiten, das Elend in einer rasant zunehmenden Aneignung des Menschen durch die von ihm geschaffene technische Welt. Die Instrumente lösen sich von ihren Nutzungsfunktionen, sie verselbständigen sich, kommunizieren untereinander, etwa in Form des sogenannten Cyber Physical System, revolutionieren die Produktions- und Konsumtionswelt, treiben aber auch den Nutzer vor sich her. Mehr noch: Alles

wird irgendwie gleich, das Bedeutende und das Unbedeutende unterscheiden sich immer weniger voneinander. Das Medium Internet, so wird gesagt, überschreitet, wie noch keines bisher, jede denkbare Grenze. Besser: Es überschreitet nicht, es ignoriert und löst sie auf. Platons Höhle, in der die Menschen die Projektionen der Dinge für deren Wirklichkeit halten, gewinnt eine ganz neue Bedeutung.

Hier ist auch der Punkt, an dem moderne Seher, die sich - nomen est omen - als Post- oder Transhumanisten bezeichnen, ihre Märchen zu erzählen beginnen. Sie verheißen unter Hinweis auf die zu erwartenden Fortschritte von Informations- und Gentechnologie, von Robotik und Hirnforschung extreme Leistungssteigerungen intellektueller wie physischer Art bis hin zu einem Punkt, an dem der Mensch seine eigene Spezies verlässt, um als Nichtmensch, vermeintlich perfekt, in eine neue Existenz zu treten.

Die Phantasie befeuert vor allem die Schnittstelle von Gehirn und Computer: Das menschliche Bewusstsein soll in Form digitaler Speicher "hochgeladen" werden und auf diese Weise zu neuen Existenzformen führen. Man geht von der Leistung informationsverarbeitender Systeme aus, denkt sie sich ins Unermessliche gesteigert und identifiziert das Ganze mit einer nicht mehr zu überbietenden Optimierung des Menschen. Ethische oder anthropologische Bedenken stören da nur; dem IT-Unternehmer Raymond Kurzweil etwa verzögern sie nur den Prozess von der Entstehung des Lebens und der Intelligenz über die Erfindung der Technik zur Verschmelzung von Technik und Leben; ihn anzuhalten, vermögen sie trotz allem nicht. Das Verschwinden des Menschen wird in dieser Welt zum obersten Postulat, das Mängelwesen Mensch hat einer überlegenen Spezies, die offenbar keine menschliche mehr ist, Platz zu machen. Was, so wird man sich fragen dürfen, lohnt es dann noch, über das zukünftige Internet nachzudenken? Es wäre eine Zukunft ohne den Menschen und damit - nur der Mensch hat und weiß um Zukunft - keine Zukunft. Die Leonardo-Welt schafft sich ihre eigene Karikatur.

Die zweite These: Noch nie war eine Bildung, die über den Tagesbedarf und das berufliche Kerngeschäft hinausreicht, so unentbehrlich wie in einer Gesellschaft, die sich nicht nur als offene, sondern auch als beschleunigte Gesellschaft versteht und zu deren Credo permanente Innovation, schrankenlose Mobilität und chamäleongleiche Flexibilität gehören.

Ohne Bildungselemente geht eine offene Gesellschaft an ihrer eigenen Wandelbarkeit zugrunde. Gegen Fieberträume der beschriebenen Art, wie gegen Dummheit, hilft nur Bildung. Aber welche - wenn die neuen Medien alle in Arbeits- und Lebenswelt vertrauten Maßstäbe über den Haufen werfen? Und wenn Lehr- und Lernprozesse in einer Wissensgesellschaft, auch wenn diese vorläufig wohl eher noch eine Informationsgesellschaft ist, anders ablaufen als seit Generationen gewohnt? Für die Informations- und Wissensgesellschaft gilt gleichermaßen, dass sie ihre Entwicklung und damit ihre Zukunft auf die Leistungsfähigkeit des wissenschaftlichen und des technischen Verstandes setzen und im Wissen ihre wesentliche Produktivkraft erkennen. Deswegen sind sie bereit, alle Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die die Wissensentwicklung und damit auch die gesellschaftliche Entwicklung behindern könnten. Ältere Bildungsideale könnten Hemmnisse dieser Art sein. Ideale schreiben fest, während Wissen bewegt.

Nun beruhen die überkommenen Bildungsideale auf der Idee des autonomen Subjekts. Diese Idee war es, die die gesellschaftliche Organisation der Moderne bestimmte und auch heute noch den Kern jedes modernen Bildungssystems ausmacht. Die Frage lautet deshalb: Hat diese Idee, hat die Idee des autonomen, selbstbestimmten und selbstverantworteten Subjekts in Zukunft noch eine Chance? Bisher besagte die Idee des autonomen Subjekts unter anderem die Unabhängigkeit von nicht begründeten gesellschaftlichen Zwängen; heute sind diese Zwänge vor allem allgegenwärtiger instrumenteller Art. Eine Aneignung des Subjekts droht weniger von Seiten der Gesellschaft als von Seiten der Technik, hier vor allem in Gestalt des Internets, das heißt einer technischen Kultur, die Arbeitswelt wie Lebenswelt ihren Zwecken und Zwängen unterwirft.

Am deutlichsten wird diese Entwicklung unsere Lerngewohnheiten verändern - was in Ansätzen schon jetzt geschieht. Noch lehren und lernen wir im Wesentlichen, wie immer gelehrt und gelernt wurde - in der Schule, in der Hochschule, in der beruflichen Bildung. Die individuellen Lernfähigkeiten werden den Gesetzen kollektiver Lehrformen unterworfen. Das war und ist die Normalität von gestern und heute. Aber wird sie auch die Normalität von morgen sein? Getrieben von den neuen Medien werden Schule und Hochschule, aber auch die auf praktische Fähigkeiten bezogene berufliche Bildung, sich

weit stärker umzustellen haben, als das unter Hervorhebung des ergänzenden instrumentellen Charakters der neuen Medien, wiederum vor allem des Internets, heute der Fall ist.

Dabei will, bevor wieder einmal die Gefahr droht, dass das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird, sehr wohl überlegt sein, was die Vorteile der bisherigen institutionellen Normalität sind - etwa auch der physischen Gegenwart des Lehrenden - und die Vorteile einer ins Auge gefassten zukünftigen entinstitutionalisierten Normalität, zum Beispiel in Form einer radikalen Individualisierung der Lernverhältnisse. Zweitausend Jahre alte Gewohnheiten können, auf ihre erwiesene Leistungsfähigkeit hin beurteilt, nicht nur Gewohnheiten sein.

Dennoch bedarf es vielleicht tatsächlich eines neuen Bildungsbegriffs, keines gänzlich neuen, aber eines solchen, der Bildung nicht allein auf ein klassisches Wissen und dessen Vermittlung nicht auf die klassischen Bildungsinstitutionen beschränkt. Im Grunde hält schon der klassische Bildungsbegriff selbst diese Option offen. So ist für Wilhelm von Humboldt der Gebildete derjenige, der "so viel Welt als möglich zu ergreifen und so eng, als er nur kann, mit sich zu verbinden" sucht. Welt war schon für Humboldt nicht allein die vergangene, auch nicht allein die faktisch existierende, sondern jede mögliche Welt, also auch die heutige einschließlich der in ihr erkennbaren Entwicklungslinien. Nicht der Bildungsbegriff, die Welt hat sich verändert.

Mit dieser Welt verändert hat sich allerdings auch der Wissensbegriff. Heute sollen nach der Vorstellung vieler Visionäre Informationswelten an die Stelle von Wissens- und Bildungswelten treten; eine neue Pädagogik versucht uns einzureden, dass wir von Wissenszweigen zu Informationsriesen werden sollen. Das Wissen als leichte Ware, die Internetgesellschaft als neues gesellschaftliches Glück?

Vorsicht ist geboten. In der Symbiose von Bildschirm und Kopf, dem Credo einer derartigen Gesellschaft, wird die Unterscheidung zwischen Wissen und Information blass; schon macht sich die Vorstellung breit, dass sich das Wissen selbst in Informationsform bildet und mit dem Informationsbegriff ein neuer, überlegener Wissensbegriff entstanden sei. Mit dem Informationsbegriff treten an die Stelle eigener Wissensbildungs- Verarbeitungs Kompetenzen und das Vertrauen darauf, dass die Information "stimmt". Was soll auch ein Skeptiker vor dem Bildschirm? In Vergessenheit gerät, dass man sich Wissen nur als Wissender aneignen kann, dass Wissen den Wissenden voraussetzt.

Und noch etwas. Wo der Unterschied zwischen Wissen und Information verlorengeht, werden im Medium der Information auch Wissen und Meinung ununterscheidbar. Meinung artikuliert sich in Informationsform wie Wissen; die Überlegenheit des Wissens gegenüber bloßer Meinung wird unkenntlich. Abbild der Informationswelt ist damit streng genommen auch die Meinungswelt, nicht die Wissenswelt. Außerdem öffnet sich in einer Gesellschaft, die sich als Informationsgesellschaft versteht, eine unerwartete Nische für eine neue Dummheit, allerdings eine Dummheit auf hohem Niveau. Sie gibt sich nur dem Nachdenklichen zu erkennen und fällt nur deshalb nicht sonderlich auf, weil sie technologisch gesehen ungeheuer erfolgreich ist.

Nachdenklichkeit ist ein Geschwister des Beständigen. Nicht dass sie das Vergängliche aus dem Auge verliert, aber sie folgt nicht den hektischen Bewegungen des Zeitgeistes. Dabei ist es für die Nachdenklichkeit schwieriger geworden, sich gegenüber einem Zeitgeist Geltung zu verschaffen, der, bedeute es, was es wolle, vornehmlich auf das Neue setzt. Dasselbe gilt für eine Welt, die es liebt, sich in Informations- und Medienwelten zu spiegeln.

Oberflächliche Kulturen gedeihen auch auf hohem gesellschaftlichem Niveau. Der Analphabetismus hat viele Formen; er reicht von der Lese- und Schreibschwäche bis zur Denkschwäche. Wo aber das Denken aufhört, beginnt das Geschwätz, etwa im Dauerreigen der Talkshows und der Modephilosophen. In der Internetgesellschaft nimmt eine exhibitionistische Geschwätzigkeit beunruhigend zu und ein ernstes Nachdenken ab. Die Zeit wird durch das Maß des Neuen, oft des Seichten, nicht durch das Maß des Beständigen und des Wesentlichen geteilt - als ob es darauf ankäme, die Dummheit anstelle des Verstandes zu demokratisieren. Daher darf der Triumph der Information nicht in den Verlust des Wissens münden, der Wert des Wissens nicht allein an dessen Verfügbarkeit und Verwertbarkeit in sich schnell verändernden gesellschaftlichen Situationen gemessen werden und der Wert der Nachdenklichkeit nicht an deren (vermeintlicher) Weltferne. Denn der Kopf ist der Navigator; und der beste Navigator ist noch immer der wissende und

nachdenkliche Kopf. Auch diese Einsicht ist ein Element der Bildung, auch der Bildung für eine Internetwelt.

Ein weiteres wesentliches Moment jeder funktionierenden Gesellschaft ist Vertrauen. Dieses Moment verliert auch in einer Informations- oder Internetgesellschaft nicht an Bedeutung, im Gegenteil: In dem Maß, in dem Information an die Stelle eigener Wissensbildungsprozesse tritt, wird Vertrauen zu einer unabdingbaren Voraussetzung. Informationen muss man vertrauen, wenn man sie selbst nicht prüfen, nicht kontrollieren kann. Das gilt natürlich auch gegenüber Tendenzen, das überkommene Bildungssystem, das auf Institutionen wie Schule und Hochschule baut, durch informelle Prozesse und Strukturen zu ersetzen. Dagegen ist zu sagen, dass Virtualität in allen ihren medialen Formen nicht nur Vertrauen in anonymisierte Verhältnisse voraussetzt, sondern in gleicher Weise auch in funktionierende Institutionen. Ohne Institutionen, nicht zuletzt auf dem Feld der Bildung, verliert eine Gesellschaft ihre Stabilität; diese lässt sich durch informelle Prozesse und Strukturen nicht ersetzen.

Die Ahnung kommt im Übrigen auch in einem häufig zu hörenden Appell zum Ausdruck, die Wertebasis des bisherigen Bildungssystems nicht aus dem Auge zu verlieren. Dieser Appell ist vor dem Hintergrund veränderter Lehr- und Lernformen nicht unangebracht. Er klingt allerdings fast ein wenig hilflos, weil Werte recht verstanden stets das Resultat von Wertungen sind, die ihrerseits - jedenfalls in einer Gesellschaft, die sich selbst als rationale Gesellschaft versteht - einer ständigen Überprüfung, ethisch wie rechtlich, unterliegen. Auch sollte man nicht gleich nach dem Abendland rufen, wenn sich (in dieser Terminologie) Werte ändern. Gleichwohl gilt es nicht zu vergessen, dass sich wenig an die Stelle erprobter Institutionen und Traditionen setzen lässt, wenn es um das Leben selbst und um seine Orientierungen geht.

Die dritte These:

In einer Internetgesellschaft herrschen absolute Gegenwart und organisierte Gleichzeitigkeit; das Ferne und das Fremde lösen sich im Gegenwärtigen auf - um den Preis der Erfahrung und des Privaten.

Das Internet schafft eine seltsame Mischung aus Nähe und Ferne. Einerseits wird alles nah und gegenwärtig; jeder ist jederzeit über Chatrooms, Facebook, YouTube, Twitter erreichbar. Andererseits hat diese Nähe eine neue Qualität: Sie wird in gewissem Sinne belanglos. Wer ständig mit vielen in Verbindung steht, verliert den Einzelnen und sich selbst aus dem Auge. Werden unverbindliche Fernbeziehungen zur Normalität, weil sie an die Stelle von Nahbeziehungen treten? Hinzu kommt der gleichzeitige Umgang mit unterschiedlichen Inhalten und Kommunikationsformen, das sogenannte Multitasking. Dieses gilt den einen als neue Tugend in einer Internetwelt, andere hingegen sehen darin schlicht, und wohl zu Recht, einen Ausdruck schleichender Konzentrationsunfähigkeit. Wer ständig und gleichzeitig durch fremde Welten streift, kommt nirgendwo richtig an, wird niemals mit einer Aufgabe wirklich fertig.

Raum und Zeit, die großen Organisationsformen des menschlichen Lebens, scheinen ihre Bedeutung zu verlieren. Das Netz ersetzt den Raum, die Zeit, zum neuen Organisationsprinzip erhoben, schrumpft zur Gleichzeitigkeit, zum Jetzt. Symbol ist ausgerechnet die Uhr. Während die gute alte Analoguhr noch den Sonnenlauf simulierte, also die natürliche Zeit beschrieb, beschreibt die moderne Digitaluhr gar nichts mehr; sie zählt nur noch.

Indes gehört es zu einem recht verstandenen Autonomiebegriff, nicht nur kommunikativ, sondern auch auf sich selbst bezogen zu sein. Autonomie heißt, sich der Welt zu öffnen, sich ihr gegenüber aber auch zu verschließen, ohne deshalb gleich ein Eremitenleben als allgemeine Lebensform zu empfehlen. Mit anderen Worten: Ständige Erreichbarkeit ist der Preis, den man zahlt, um "dabei zu sein", Teil eines sozialen Netzwerkes zu sein, das niemals schläft und diejenigen, die sich in ihm bewegen, selbst in die Schlaflosigkeit zieht. Für Psychologen und Neurowissenschaftler, die wissen, dass derartige Kommunikationsformen nicht nur das Bewusstsein füllen, sondern auch verändern, entsteht ein drängendes Problem und ein reiches Betätigungsfeld: "Wenn man kontinuierlich sozial vernetzt ist und sich keine Zeit mehr für sich selbst nimmt, zum eigenen Nachdenken, dann können sich keine kreativen Prozesse entfalten. Wir vernichten unsere kreativen Potentiale durch den Terror der Kommunikation", schreibt stellvertretend für viele der Psychologe Ernst Pöppel. Macht die Fähigkeit zur Dauerkommunikation etwa lebensunfähig?

Vor allem junge Leute sehen das ganz anders. Auch widerspricht der hier geltend gemachte

Autonomiebegriff einem heute gängigen Begriff der Selbstverwirklichung. Junge Leute kommunizieren via Facebook, MySpace, schülerVZ und studivZ; die Mitgliederzahlen dieser Online-Netzwerke übersteigen die Marke von vielen Millionen. Auch die Literatur spricht von neuen Formen der Selbstverwirklichung: Selbstverwirklichung im Virtuellen.

Auch hier gilt: Der Verlierer könnte das Selbst, das Ich sein, dem die konkrete Handlungswelt und mit ihr die Erfahrung fremd wird oder zumindest an Bedeutung verliert. Die Bezeichnung einer dreidimensionalen virtuellen Welt als "second life" macht diese Tendenz auf eine drastische Weise deutlich. Der Namen verweist auf und in eine Parallelwelt, in der sich das spielende Ich in ein virtuelles Ich auflöst, das mit zweifelhaften "friends" der gleichen Art zusammentrifft und mit diesen eine sogenannte Stammesmentalität schafft. Wird dieser Übertritt in eine Parallelwelt zur Gewohnheit, führt diese Gewöhnung in die erwähnte Handlungs- und Lebensunfähigkeit, bezogen auf die konkrete Erfahrungswelt.

Bemerkenswert ist außerdem die Sorglosigkeit, mit der sich viele im Netz bewegen und im Verbund mit exzessiver Extrovertiertheit nicht davor zurückschrecken, das Eigene auf Dauer preiszugeben. Aus dem Netz ist nichts zurückzuholen. Das Private, eine wesentliche Voraussetzung von Selbstbestimmung, die als normative Kategorie stets mehr bedeutet als Selbstverwirklichung, geht ebenso wie das Korrektiv der Erfahrung verloren.

So könnte sich das Private gar als etwas herausstellen, das man vor sich selbst schützen muss. "Data mining" treibt das Ich, das autonome Subjekt, vor sich her. Es lockt mit gesellschaftlichen Errungenschaften, etwa den Segnungen besserer medizinischer Dienste (der "gläserne Kranke"), und plaudert gleichzeitig die individuellen Konsumgewohnheiten aus. Datenschutz wird zum Nachhutgefecht, das nie und nimmer zu gewinnen ist.

Zu vergessen ist schließlich nicht das Politische. Hier führt die virtuelle Kommunikation nicht etwa, wie oft bemerkt wird, zu mehr Demokratie. Das gilt nicht nur für Big Brother, der sich in Diktaturen auf die Netze legt, sondern auch in demokratischen Verhältnissen. Demokratie lebt von der Lebendigkeit demokratischer Institutionen. Zu dieser Lebendigkeit gehört auch der Gang zur Wahlurne. Wer sich im Netz seine Partei und seine Wähler schafft oder wer mal eben zwischen Online-Banking und Chat auf eine Wahl Taste drückt, der könnte der Idee der Demokratie mehr schaden als nutzen. Auf das konkrete Subjekt kommt es an, nicht auf das virtuelle, auch nicht in einer Internetwelt.

Hat die Schriftstellerin Meg Wolitzer mit der Beschreibung der Internetgeneration in ihrem Roman "The Uncoupling" recht? "The generation that had information, but no context. Butter, but no bread. Craving, but no longing." Bill Keller, der Herausgeber der "New York Times", hat diese Aussage als Beleg für die Sorge genommen, dass wohl nicht die Gehirne Schaden leiden werden, wie häufig befürchtet, aber die Seele. Tatsächlich geht es nicht so sehr um das Wissen, sondern um das Leben.

Im Internet spiegeln sich ökonomiegetriebene Globalisierung und wissenschafts- und technikgetriebene Medialisierung. Zwischen beiden wird es eng für das autonome Subjekt. Die Dinge verlieren ihren instrumentellen Charakter, sie verselbständigen sich und dienen sich gleichzeitig als neue Orientierungslieferanten an. Wer darauf hereinfällt, der gehört dem (technischen) Fortschritt, statt dass ihm der Fortschritt gehört. Es wäre fahrlässig, nicht auf der Hut zu sein. Andernfalls spült die hier beschriebene Entwicklung, die von einem unstillbaren Innovationshunger getrieben wird, nicht nur die vertrauten Arbeits- und Lebensformen hinweg, sondern am Ende auch uns selbst. Davon träumen, wie beschrieben, Technikpropheten und Medientheoretiker. Lasst sie träumen; wir sollten wach bleiben. Schließlich ersetzt das Internet nicht das Leben und nicht die Urteilskraft, sondern braucht diese - für seine eigene Zukunft und für die Zukunft der Gesellschaft.

\*\*\*

Der Verfasser lehrt Philosophie an der Universität Konstanz.

Brice Marden, The Attended, 1996-99, Öl auf Leinen, 208 × 145 cm © VG Bild-Kunst, Bonn 2011.

Text: F.A.Z., 25.07.2011, Nr. 170 / Seite 7

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH - 2011  
Dies ist ein Ausdruck aus [www.faz.net](http://www.faz.net)